

QUANTENSPRUNG

Was ist feministische Geografie?

Als ich das zum ersten Mal hörte, hielt ich es für einen Witz. „Feministische Geografie“. Das Wort muss man sich einmal auf der Zunge zergehen lassen. Es geht dabei natürlich nicht um die Erforschung kurviger Mittelgebirge oder des botanischen Meerbusens, sondern um einen feministischen Ansatz zur Geografie. Aber was soll denn das sein?

Es gibt feministische Ansätze zu geisteswissenschaftlichen Fragen, die dann wohl meist ein gesellschaftspolitisches Ziel verfolgen. Aber in den Naturwissenschaften kann man davon ausgehen, dass Messungen in der Quantenphysik zwar der Heisenberg'schen Unbestimmtheitsrelation unterliegen, aber es völlig egal ist, ob Männlein oder Frauchen misst, da ich bin mir ziemlich sicher. Und dies sollte nicht nur in der exaktesten aller Wissenschaften, der Physik, der Fall sein.

Jeder Golfclub würde – zu Recht – sofort aus Gleichstellungsgründen verklagt, wenn er nur Männer aufnimmt. Aber Konferenzen, zu denen nur Frauen zugelassen werden, scheinen legal zu sein.



AXEL MEYER

Professor für Evolutionsbiologie, Konstanz

Wenn man sich die einschlägigen Internetseiten und Newsletter ansieht, wird klar, worum es geht. Die Frauen bezeichnen sich als „Betroffene“ und äußern „kritische Reflexion“ über ihr Wissenschaftlerinnenendasein. Auf solchen naturwissenschaftlichen Kongressen wird feministische Kritik an Naturwissenschaft formuliert. Es ist eine spezielle Logik, angebliche Diskriminierung durch Männer zu beklagen und gleichzeitig das andere Geschlecht auszuschließen.

Es gibt sogar eine feministische wissenschaftskritische Zeitschrift „Wechselwirkung“, in der Artikel wie „Patriarchat – der (un?)heimliche Inhalt der Naturwissenschaft und Technik“ veröffentlicht werden. In ihm werden – ich zitiere von der WWW-Seite – die exakten Naturwissenschaften als „patriarchalische Brille, durch die Natur gesehen“ werde, charakterisiert und als Herrschaftsinstrument, das Rationalität zur Verschleierung von Interessen und Wertsetzungen benutze. Wie bitte? Ich dachte, Sie seien Wissenschaftlerinnen, die liebend gerne in diese Disziplin einsteigen möchten?

Meine Damen, wenn Sie in der Wissenschaft ernst genommen werden möchten, dann leisten sie gute Wissenschaft. Basta. Qualität ist geschlechterneutral. Frauen werden bei gleicher Qualifikation im heutigen politisch-korrekten Klima sowieso schon bevorzugt eingestellt. Aber warum eigentlich? Wir sind doch alle für Gleichberechtigung, oder? An dieser Stelle muss ich wieder betonen: Auch in meinem Labor arbeiten mehr Frauen als Männer.

wissenschaft@handelsblatt.com

Warum die Menschen Gott finden

Steckt uns der Glaube in den Genen? Forscher ergründen die evolutionsbiologischen Vorteile der Religion.

ULRICH KRAFT | DÜSSELDORF

Über drei Milliarden Euro kostet die Suche nach dem „Gottesteilchen“, alias Higgs-Boson, mit Hilfe des Teilchenbeschleunigers „Large Hadron Collider“ der Europäischen Kernforschungsorganisation CERN. Im Vergleich dazu sind die zwei Millionen, die von der EU in das Exrel-Projekt fließen, ein Klacks. Und trotzdem könnten sie dazu beitragen, unser Weltbild ähnlich zu verändern wie der riesige Teilchenbeschleuniger. Exrel sucht nicht nach einem hypothetischen Elementarteilchen wie die Physiker, sondern nach Gott selbst – oder genauer gesagt nach den biologischen Ursachen dafür, dass so viele Menschen an Gott, Götter und religiöse Konzepte glauben.

Exrel steht für „Explaining Religion“. Forscher von neun europäischen Universitäten wollen gemeinsam „Religion erklären“, beteiligt sind unter anderem Kulturwissenschaftler, Ökonomen und Hirnforscher. Mit dabei ist auch Jesse Bering, Leiter des Institute of Cognition & Culture an der Universität Belfast. Seine These ist radikal: Gottesglaube sei „weder eine Idee noch eine kulturelle Erfindung, noch Opium für die Massen oder sonst etwas in die Richtung“, sagt der gebürtige Amerikaner. „Gott ist eine Art zu denken, die durch natürliche Selektion etabliert und beständig gemacht wurde.“ Während in seinem Heimatland der Kreationismus auf dem Vormarsch ist, dessen gemäßigte Anhänger die Evolution zumindest nicht negieren, in ihr aber höchstens das Instrument eines göttlichen Schöpfers des Lebens sehen, hält der Psychologe Gott höchstselbst für nicht mehr und nicht weniger als ein „Produkt der Evolution.“

Jesse Bering ist bekennender Atheist. Michael Blume hingegen gläubiger Christ. Und trotzdem stimmt er Bering zu. „Religiosität hat sich entwickelt, weil sie sich in der Evolution als erfolgreich erwies“, meint der Religionswissenschaftler und Mitautor des Buches „Gott, Gene und Gehirn“. Glaube sei nichts Mystisches, sondern ein Teil der Natur des Menschen. „Deshalb müssen wir religiöses Denken und Handeln mit naturwissenschaftlichen Methoden untersuchen“, sagt Blume.

Kleinkinder sind religiös

Jesse Bering hat das getan. Um zu testen, ob der in fast allen Religionen gängige Glaube an ein Jenseits durch die Evolution im menschlichen Gehirn vorinstalliert ist – ähnlich wie die Fähigkeit, Sprache zu lernen –, fragte er Kinder nach ihren Konzepten von Seele und Tod. Nicht direkt, sondern mit Hilfe eines Puppenspiels, in dem eine Stoffmaus zunächst ihr Leiden erklärte – hungrig, durstig, einsam, krank – und dann auf dem Heimweg von einem Stoffkrokodil verschlungen wird. Nachdem die kleinen Probanden das Drama gesehen hatten, wurden ihnen Fragen gestellt: Hat die Maus noch Hunger? Liebt sie ihre Mama noch? Möchte sie immer noch heim? Dass das Gehirn der Maus nicht mehr funktioniert und sie keinen Hunger mehr hat, wussten bereits fast alle Vier- bis Sechsjährigen – doch nur ein knappes Viertel von ihnen meinte, dass sie nicht mehr nach Hause wolle. Von den Zwölf- bis 14-Jährigen dachte das knapp die



Das Reich Gottes, sagt Jesus, solle man annehmen wie ein Kind: Die meisten Menschen werden vermutlich mit einer starken Neigung zur Religion geboren.

Hälfte. Wäre die Vorstellung von einem Leben nach dem Tod einzig ein kulturelles Phänomen, sollte es andersherum sein, argumentiert Bering. Dann müssten Kinder unter dem Einfluss der gesellschaftlich verbreiteten Idee vom Jenseits erst mit zunehmendem Alter zu Gläubigen werden. Doch selbst Zöglinge einer katholischen Schule bauten im Laufe ihrer Erziehung nicht etwa Jenseitsvorstellungen auf, sondern nur langsam ab als konfessionslos erzogene Altersgenossen. „Das ist exakt das Gegenteil des Musters, das man erwarten würde, wenn die Ursprünge solchen Glaubens ausschließlich auf kulturelle Indoktrinierung zurückgingen.“ Für Bering lässt das nur einen Schluss zu: Der Mensch kommt mit einer starken Neigung auf die Welt, an eine den Tod überdauernde Seele zu glauben.

Wenn religiöse Vorstellungen derart tief in der menschlichen Natur verwurzelt sind, stellt sich zwangsläufig die Frage nach dem Nutzen. Schließlich wird alles, was keinen Überlebensvorteil bietet, in der Evolution ausgemerzt. Eine gängige Antwort lautet: weil Moral, Altruismus und Hilfsbereitschaft Grundmotive der Religionen sind. Und da diese Grundmotive das Zusammenleben in Gruppen erleichtern, hat sich der Glaube durchgesetzt.

Ist Gott also gut, weil er die Menschen gut macht? Diese These nahmen Ara Norenzayan und Amir Shariff kürzlich im Wissenschaftsmagazin „Science“ unter die Lupe. „Überzeugungen, und nicht sorgfältiges Be-

obachten, haben die Debatte um die Rolle der Religion auf prosoziales Verhalten dominiert“, konstatieren die Sozialpsychologen von der University of British Columbia zunächst, und präsentieren dann „harte, wissenschaftliche Beweise“.

Etwa ein Experiment in einem Kibbuz – einer israelischen Siedlungsgemeinschaft, in der Kooperation sehr große Bedeutung hat. Je ein säkulares und ein religiöses Mitglied desselben Kibbuz spielten ein ökonomisches Spiel, bei dem sie unabhängig voneinander Zugriff auf einen Umschlag mit 100 Schekeln bekamen. Beide mussten gleichzeitig entscheiden, wie viel Geld sie aus dem Umschlag entnehmen. Behalten durften sie das Geld aber nur, wenn die Summe ihrer jeweiligen Forderungen den Gesamtwert von 100 Schekeln nicht überstieg. War das der Fall, gingen beide Teilnehmer leer aus. Erwartet wurde, dass die religiösen Kibbuzim sich in diesem „common-pool resources dilemma“ als besonders kooperativ und selbstlos erweisen. Und tatsächlich: Sie nahmen weniger Geld aus dem Umschlag als säkulare Kibbuzim.

Ara Norenzayan hat sich ebenfalls bei der Spieltheorie bedient, um Natur und evolutionären Nutzen von Religion zu ergründen. Beim Diktator-Spiel, einem Messinstrument für Altruismus, bekamen seine fünfzig Probanden – 26 davon laut Selbstausskunft religiös, die übrigen Atheisten – zehn Dollar, die sie dann nach eigenem Gutdünken mit einem anderen Spieler teilen konnten. Normalerweise behalten die meisten Menschen fast alles für sich. Doch das änderte sich, als Norenzayan den Glauben ins Spiel brachte. Vor der Verteilungsfrage ließ er die Versuchspersonen Sätze entwerfen. Enthielten diese Sätze Worte wie Gott, Geist, Prophet oder heilig, spendeten die Teilnehmer durchschnittlich 4,22 Dollar. Ohne die unbewusste religiöse Infiltration gaben sie nur 1,84 Dollar. Der entscheidende Punkt: In beiden Fällen zeigten sich die Probanden, die sich als gläubig bezeichneten, nicht großzügiger als die Atheisten. Was zunächst demonstriert, dass religiöse Menschen keineswegs automatisch selbstlosere Menschen sind.

Gott macht altruistisch
Doch Norenzayan's Interpretation geht weiter. Nicht Religiosität an sich, sondern die vorgestellte Gegenwart eines übernatürlichen Zuschauers fördert prosoziale Verhaltensweisen. „Das Gefühl, beobachtet zu werden, aktiviert Sorgen um die eigene Reputation, untergräbt die Anonymität der Situation und zügelt so selbstsüchtiges Verhalten.“ Was bedeuten würde, dass gläubige Menschen nur deshalb moralisch und altruistisch agieren, weil sie denken, dass ihnen ein allmächtiger Gott auf die Finger schaut. Eine weitere Studie von Jesse Bering erhärtet den Verdacht. So schummelten College-Studenten bei einem Computerspiel deutlich seltener, wenn ihnen zuvor beiläufig erzählt wurde, jemand habe unlangst den Geist eines toten Kommilitonen im Trastraum gesehen.

„Wir haben Gott an der Kehle“, meint Bering. Aber auch andere Forscher gehen aufgrund solcher Befunde inzwischen davon aus, dass es der Glaube an einen übernatürlichen Wächter war, der den Religionen zu ihrem evolutionsbiologischen Siegeszug verhalf. „Dadurch wurde ein alles sehender Schiedsrichter geschaffen, der regeltreues Verhalten durch Belohnung und vor allem durch Strafe sicherstellte“, erläutert Michael Blume. In der Gewissheit, dass ihr gemeinsamer Gott Vertrauensbrüche und Betrug strafe, konnten gläubige Menschen Kooperationen eingehen, die sonst undenkbar, weil zu riskant gewesen wären. Somit förderte Religion die Kooperationsbereitschaft und ermöglichte unseren Ahnen das Zusammenleben in großen Gemeinschaften. „Ein klarer Selektionsvorteil“, meint Blume.

Dass prosoziales Verhalten bei Gläubigen offenbar vor allem aus Angst vor Sanktionen und der Sorge um den eigenen Ruf resultiert, überrascht den Religionswissenschaftler kaum. „Religiosität ist eben nicht nur von Altruismus und Empathie, sondern sehr stark von egoistischen Motiven getrieben“, meint er ganz nüchtern. Aber entzaubert es nicht die Religionen, dass sie sich entwickelt haben, weil sie die Überlebenschancen unserer Spezies verbessern? Dass der Glaube an Gott nur ein nützliches Instrument der Natur ist? „Der religiöse Mensch kann sich doch freuen“, meint Blume lachend: „Schließlich ist Religiosität aus Sicht der Evolution ein Erfolgsmodell.“

Streit über Krebs-Impfung für Mädchen

DÜSSELDORF. Im Streit über den Nutzen der neuen Impfung gegen Humane Papillom-Viren (HPV) schlagen die Befürworter jetzt zurück. Führende Ärzteverbände haben die Kritik mehrerer Wissenschaftler an der Impfung ihrerseits scharf kritisiert. Mit der Impfung gegen die Erreger des Gebärmutterhalskrebses werde eine gefährliche Infektionskette unterbrochen, sagten gestern die Gesellschaft für Virologie, die Deutsche Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe, die Deutsche Vereinigung zur Bekämpfung der Viruskrankheiten sowie der Berufsverband der Frauenärzte in einer gemeinsamen Stellungnahme für den Bundesausschuss der Ärzte und Krankenkassen.

Die Mediziner wenden sich damit gegen eine Erklärung von 13 Medizinern, die im November für Aufregung gesorgt hatte: Sie bezweifelten, dass sich mit der Impfung tatsächlich jene 70 Prozent der Krebsfälle verhindern lassen, die mit den HPV-Typen 16 und 18 in Verbindung stehen. Diese Annahme sei nicht durch Studien belegt, hieß es. Zu den Unterzeichnern gehörten Ärzte der Berliner Charité sowie der Universitäten Bielefeld, Bremen, Frankfurt, Göttingen und Hamburg.

„Mit seriöser Wissenschaft hat das nichts zu tun“, sagt der Virologe Peter Wutzler von der Uniklinik Jena über diese Skeptiker des Zusammenhangs zwischen Virus und Krebs. Die vier Fachverbände erklärten, Daten über die Wirksamkeit der Impfung in der Altersgruppe von 12 bis 14 Jahren lägen nur deshalb nicht vor, weil diese Mädchen noch keinen Geschlechtsverkehr gehabt hätten. HPV-Viren werden sexuell übertragen. Was die Impfkritiker verschwiegen hätten, sei, „dass beide Impfstoffe auch bei Mädchen von 10 bis 14 Jahren getestet wurden und die erzeugten Antikörper (Maß für die Konzentration von Antikörpern im Blut) in dieser Altersgruppe sogar noch höher waren als in der Gruppe der älteren Mädchen“, heißt es in der Erklärung.

Den Impfstoff gibt es in Deutschland seit zwei Jahren. Er wirkt nur vor der sexuellen Infektion mit HPV. Die Ständige Impfkommission am Robert-Koch-Institut empfiehlt die Schutzmaßnahme daher besonders Mädchen und jungen Frauen. Von der HPV-Impfung erhoffen sich das Deutsche Krebsforschungszentrum und die Deutsche Krebsgesellschaft einen deutlichen Rückgang der Zervixkarzinome (Gebärmutterhalskrebs). Derzeit erkranken daran weltweit jährlich rund 500 000 Frauen, etwa 300 000 von ihnen sterben an den Folgen. In Deutschland werden jährlich rund 6 500 Neuerkrankungen und fast 1 700 Todesfälle registriert.

Den Zusammenhang zwischen HPV und Gebärmutterhalskrebs wies in den 80er-Jahren der Heidelberger Arzt Harald zur Hausen nach. Dafür nahm er gestern in Stockholm den Nobelpreis entgegen. *fk/AP*

UNSERE THEMEN
MO ÖKONOMIE
DI ESSAY
MI GEISTESWISSENSCHAFTEN
DO NATURWISSENSCHAFTEN
FR LITERATUR

Fachlich kompetent. Praktisch erfolgreich.

Solides Fachwissen ist das A und O, um in der Praxis erfolgreich zu sein. Die zfo liefert Ihnen 6-mal jährlich die neuesten Forschungsergebnisse aus den Bereichen Führung und Organisation. Renommierte Autoren aus Wirtschaft und Wissenschaft beschäftigen sich mit aktuellen Fragen aus der Unternehmenspraxis und bieten professionelle Lösungsansätze. Interviews, Ausblicke auf andere Fachgebiete sowie Seminar- und Literaturtipps geben Ihnen zusätzliche Anregungen für die eigene Arbeit.

- Lesen Sie im aktuellen Heft **Schwerpunktthema Corporate Social Responsibility** u. a. folgende Beiträge:
- Werte, Kultur und die „Kultivierung“ der Organisation – Zugleich ein Beitrag zur CSR-Debatte
 - Die Gestaltung der Corporate Social Responsibility am Beispiel des Bekleidungsunternehmens C&A
 - Interview mit Dr. Willi Fischges, Münchener Rückversicherungsgesellschaft GmbH: CSR bei der Münchener Rück

Heftarchiv, Vorschau, Artikel-Recherche u. v. m.: www.zfo.de

Jetzt gratis testen

77. Jahrgang
6/2008
November/Dezember

€ 2,95

zfo

Führung + Organisation

Schwerpunkt Corporate Social Responsibility

Wegner/Lorenz/Gentile Corporate Volunteering

Reinbacher Kultivierung der Organisation

Ortwein Corporate Social Responsibility bei C&A

Weyerl Standpunkt: Corporate Social Responsibility – mehr als eine Modewelle

Mit Leidenschaft. Partnerschaften auf Augenhöhe. Motivation.

Interview mit Dr. Willi Fischges, Leiter der Abteilung Corporate Responsibility bei der Münchener Rückversicherungsgesellschaft.

Kaudela-Baum/Wolf/Scheiber Innovation und Führung in schweizerischen KMU

Wipperfurth Hiltnergründe sind Praxisfähigkeit neuer Führungsansätze

Deinlitz/Faust/Becker/Wiemann Prozessverbesserung im indirekten Bereich

zfo online
www.zfo.de

SCHÄFFER POESCHEL

Fax 08 00 / 7 77 77 70 (gebührenfrei)
www.zfo.de

Ja, ich möchte die zfo kostenlos und unverbindlich testen
 1 Exemplar der zfo. Lieferung frei Haus.

Ja, ich abonniere zfo – Zeitschrift Führung + Organisation
6 Hefte/Jahr.
 Jahresabonnement: € 89,-
 Vorzugsjahrespreis für Studenten (Bescheinigung liegt bei): € 49,-

Preise jeweils zzgl. Versandkosten (Deutschland € 7,-; europ. Ausland € 11,-)

Garantie: Mein Abonnement kann ich ohne Begründung innerhalb von 14 Tagen schriftlich beim Verlag widerrufen. Rechtzeitige Absendung genügt zur Fristwahrung (Datum des Poststempels).

Name, Vorname _____

Straße, Hausnummer _____

PLZ, Ort _____

Telefon _____

Datum, Unterschrift _____

5889

SCHÄFFER POESCHEL

Schäffer-Poeschel Verlag für Wirtschaft - Steuern - Recht GmbH Postfach 10 32 41, 70028 Stuttgart; Amtsgericht Stuttgart HRB 24814